Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 33 (2008-2009)

Artikel: Thomas Mann im S. Fischer Verlag
Autor: Spahr, Roland
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1052894

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thomas Mann im S. Fischer Verlag

Roland Spahr

Der S. Fischer Verlag ist ohne Thomas Mann nicht zu denken und umgekehrt. Gewiss: Thomas Manns literarische Größe und das verlegerische Talent Samuel Fischers existierten unabhängig voneinander, aber „es war, bei aller Verschiedenheit der Existenzform, der Herkunft und selbst der Jahre, eine gewisse Verwandtschaft der Lebensstimmung, der Schicksalsmischung“[1] zwischen Autor und Verleger, eine Verwandtschaft, die zu einer lebenslangen Symbiose und zu einer einmaligen Erfolgsgeschichte führen sollte. Ungetrübt allerdings war diese Erfolgsgeschichte nicht. Wie hätte sie es sein können in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, in der zwei Weltkriege wüteten, Deutschland drei Regierungsformen und eine nie da gewesene Inflation erlebte? Eine Zeit, in der staatlich verordneter Antisemitismus Menschen vertrieb und massenweise mordete, eine Zeit der Geistlosigkeit und lauten Parolen, die sich um differenziertes Denken und engagiertes Verlegertum einen Dreck scherte. Wie hätte diese Zeit die so sensible und ambivalente gegenseitige Abhängigkeit zwischen Autor und Verlag unbeschadet überstehen sollen?

Inmitten der düstersten Zeit, im Oktober 1934, starb Samuel Fischer, und Thomas Mann besann sich in einem Nachruf auf seine Anfänge im Verlag: „Ich war ein elfjähriges Kind, als er in Berlin seinen Verlag gründete. Zehn Jahre später war es der Traum jedes jungen Literaten, ein Buch bei S. Fischer zu haben, und meiner auch.“[2] Als Thomas Mann diese Worte schrieb, befand er sich bereits im Schweizer Exil, und die Zukunft des jüdischen Verlagshauses – und damit auch seine Zukunft als Schriftsteller – war mehr als ungewiss. „Ein Stück meines eigenen Lebens sinkt mit dem alten, müden Mann ins Grab, und eine Epoche geht dahin, der ich mich geistig und moralisch zugehörig fühlte [...].“[3] Es mag dieses Gefühl des Abschieds sein, das der Rückbesinnung auf die eigenen Anfänge eine besondere Magie verleiht und, zumindest kurzfristig, den Eindruck einer unbeschwerten Zukunft hervorruft, so wie damals der erste Brief Samuel Fischers:

„Sehr geehrter Herr Mann! Ihren Novellenband will ich gern verlegen. Die Sachen haben mir sehr gut gefallen, ich möchte sie mit einem illustrierten Umschlag in meiner ‚Collection Fischer' bringen. [...] Ich kann Ihnen für die ‚Collection', die ich zu einem sehr billigen Preis vertreibe, ein gutes Honorar nicht anbieten; ich würde mich aber freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben würden, ein grösseres Prosawerk von Ihnen zu veröffentlichen, vielleicht einen Roman, wenn er auch

nicht so lang ist. [...] Ich will für Ihre Production gern wirken, natürlich unter der Voraussetzung, dass Sie mir alle Ihre Produkte zum Verlag übergeben."[4]

Die Zusage vom 29. Mai 1897 galt dem Novellenband *Der kleine Herr Friedemann,* dessen Titelerzählung gerade in der *Neuen Deutschen Rundschau,* der bei Fischer erscheinenden Literaturzeitschrift, abgedruckt worden war. Der Erfolg dieses Buches – wie überhaupt das Programm der „Collection Fischer" – entsprach nicht dem Optimismus, der in Fischers zitierten Zeilen mitschwang: in den ersten beiden Jahren wurden lediglich 413 Exemplare verkauft, aber weder Samuel Fischer noch sein Cheflektor Moritz Heimann ließen sich durch diesen ökonomischen Misserfolg beirren, mit Spannung sahen sie dem angekündigten Romanmanuskript entgegen, das der 25-jährige Autor im August 1900 in München abschloss und an den Verlag schickte:

„Ich weiß noch, wie ich es verpackte: so ungeschickt, daß ich mir heißen Siegellack auf die Hand fallen ließ und eine fürchterliche Brandblase davontrug, die mich lange quälte. Das Manuskript war unmöglich. Doppelseitig geschrieben – ich hatte es ursprünglich abschreiben wollen, aber später, da der Umfang überhand genommen hatte, darauf verzichtet –, täuschte es über seinen Umfang, stellte aber für Lektoren und Setzer eine starke Zumutung dar." Er brachte das Originalmanuskript zur Post und versicherte es in Höhe von tausend Mark. „Der Schalterbeamte lächelte."[5]

Der Umfang der *Buddenbrooks*, auf den Thomas Mann hier rückblickend hinweist, war bei Fischer tatsächlich Stein des Anstoßes und führte den Verleger dazu, den berühmten Brief vom 26. Oktober 1900 zu schreiben, die Zusage, den Roman verlegen zu wollen unter der Voraussetzung, dass der Autor ihn um die Hälfte kürze. „Ein Roman von 65 enggedruckten Bogen ist für unser heutiges Leben fast eine Unmöglichkeit; ich glaube nicht, ob sich viele Menschen finden, die Zeit und Conzentrationslust haben, um ein Romanwerk von diesem Umfange in sich aufzunehmen. Ich weiss, dass ich Ihnen eine ungeheuerliche Zumutung stelle und dass das vielleicht für Sie bedeutet, das Buch ganz neu zu schreiben, allein als Verleger kann ich mich zu dieser Frage nicht anders stellen."[6] Der junge Autor mochte sich dem Verlegerwillen nicht beugen und beharrte auf dem vollen Umfang seines Textes, bis schließlich am 4. Februar 1901 die Zusage von Samuel Fischer erfolgte: „Ich möchte Sie heute nur beruhigen, ich bin durchaus geneigt, Ihr Buch trotz des Umfangs zu verlegen, und denke nicht daran, Sie fallen zu lassen."[7] Als im Herbst 1901 die zweibändige, über 1100 Seiten umfassende erste Ausgabe zu 12 Mark erschien, was heute ungefähr dem respektablen Preis von 62 Euro entspricht, war der Absatz zunächst ähnlich enttäuschend wie beim Novellenband. Die *Buddenbrooks* wurden zuerst in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt und waren das umfangreichste Einzelwerk im Programm des S. Fischer Verlags,

der genau 15 Jahre zuvor gegründet worden war. Erfolgversprechende Reaktionen in der Presse schlugen sich leider nicht in den Verkaufszahlen nieder, so dass sich der Verlag recht bald für ein neues Konzept entschied: 1903 erschien der Roman in einer einbändigen, neu ausgestatteten und wesentlich günstigeren Ausgabe, die schlagartig zum nicht enden wollenden Erfolg führte. Bereits im ersten Jahr der einbändigen Ausgabe mussten mehrere Auflagen nachgedruckt werden, drei Jahre später waren 37 Tausend Exemplare verkauft, am Ende des Ersten Weltkriegs war das 100. Tausend erreicht. Als Thomas Mann 1929 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde und gleichzeitig bei S. Fischer die Volksausgabe des Romans erschien, konnten innerhalb von wenigen Wochen eine Million Exemplare verkauft werden. Bis heute zählt der Verlag eine Gesamtauflage der *Buddenbrooks* von über 4 Millionen (ohne Übersetzungen und Lizenzen). Mit Thomas Manns Roman konnte der S. Fischer Verlag den ersten Bestseller und nachhaltigen Longseller in seiner Geschichte lancieren.

Wie eingangs erwähnt, hat Thomas Mann seine ersten Manuskripte nicht zufällig an den S. Fischer Verlag geschickt. Fischer galt als „Cotta des Naturalismus", der in Deutschland Autoren wie Zola, Ibsen, Hamsun oder Hauptmann eingeführt und durchgesetzt hat. „Gewiß ist", schreibt Thomas Mann rückblickend, „daß S. Fischer für die deutsche literarische Bewegung von 1890 ebenso repräsentativ war, wie Cotta für die Klassik, und der Vergleich liegt desto näher, als der Sinn fürs Klassische oder fürs Klassisch werden, die Neigung, das Revolutionäre ins Klassische münden zu lassen, sehr ausgesprochen bei ihm war."[8] Zwar schreibt Thomas Mann diese Sätze in einer Phase der intensiven Auseinandersetzung mit Goethe und der Weimarer Klassik – der Plan einer populären Goethe-Biographie wurde beiseite gelegt, die großen Arbeiten zum Goethe-Gedenkjahr 1932 waren abgeschlossen und die Idee einer Goethe-Novelle, dem späteren Roman *Lotte in Weimar,* begann gerade Gestalt anzunehmen –, jedoch ist es durchaus denkbar, dass Thomas Mann den „Sinn fürs Klassische" an diesem Verlag schon lange, wenn nicht gar von Anfang an, schätzte und nutzen konnte. Die 1912 erschienene, sich an einer Goethe-Episode orientierende Novelle *Der Tod in Venedig* war ein literarisches Bekenntnis zur Klassizität, die erste Werkausgabe, die Fischer zu Thomas Manns 50. Geburtstag brachte, war die nachgereichte äußere Form zur Kanonbildung. S. Fischer bot Thomas Mann die geeignete Plattform für seine Darstellung als Klassiker.

Das Verhältnis zwischen einem Verleger und seinem Autor ist in komplexer Weise verschränkt und wird keineswegs durchsichtiger oder einfacher mit zunehmendem Erfolg eines Werks. Was zunächst auf gegenseitigem Vertrauen fußt, wird zu einem Aufeinander-angewiesen-Sein: Während der Verleger auf Schaffenskraft und anhaltende literarische Qualiät seines protegierten Autors hofft, verlässt sich

dieser auf das verlegerische und kaufmännische Geschick seines Förderers. Die Beziehung zwischen Autor und Verleger ist stets asymmetrisch: Während der Verleger für den Autor der Einzige ist, ist der Autor umgekehrt für den Verleger einer unter vielen. Der Verleger, einer der frühesten Leser eines Manuskripts, hat nahezu intime Kenntnis von Befindlichkeit und Kreativität, auch von Stärken und Schwächen eines Autors, während er sein unternehmerisches Kalkül und die möglicherweise bestehende Konkurrenz des einen mit dem anderen Autor nie ganz offen legen wird. Nach einem hoch konzentrierten und von Unsicherheit geprägten Schöpfungsprozess übergibt der Autor das Werk in die Obhut des Verlegers. Über die weiteren Schritte – Ausstattung, Vermarktung, Vertrieb – hat er kaum Einfluss, und die Frage, ob der Verlag denn auch das Richtige tue, kann er nur mit dem eigenen Vertrauen in den Verleger beantworten.

Samuel Fischer scheint dieser Asymmetrie in vorbildlicher Weise begegnet zu sein. Dass es gelang, Thomas Mann so stark an das Haus zu binden, ist nicht nur dem Geschäftssinn Fischers zu verdanken, sondern auch seinen menschlichen Eigenschaften, seiner Zugewandtheit und gesellschaftlichen Offenheit. Auf die ersten geschäftlichen Briefe folgten bald persönliche, Gegenstand der Korrespondenz war das eigene Befinden, der Stand der aktuellen Arbeiten, Bücherwünsche, Reisepläne und -eindrücke, Äußerungen zur Ausstattung eines Buches, zur Qualität der *Neuen Rundschau,* die Werke anderer Verlagsautoren, Krankheiten, familiäre Angelegenheiten oder politische Fragen („Ach, die Demokratie! Glauben Sie ernstlich an Sie? Ja, ich sehe längst, daß Sie persönlich ‚linkser' sind, als Ihre ‚Rundschau' [...]."[9] [24.3.1916]

Alsbald folgten Besuche und Einladungen. Fischer pflegte an seinem Urlaubsdomizil Autoren zu versammeln, Bekanntschaften zu vermitteln, eine persönliche Verbindlichkeit herzustellen, kurz: eine Art Fischer-Gemeinschaft zu unterhalten, in die auch Thomas Mann sehr bald integriert wurde und aus der ein hoher Grad an gegenseitiger Anteilnahme und Identifikation erwuchs.

Trotz aller Beteuerung freundschaftlicher Verbundenheit bleiben Autor und Verleger Unternehmer, und natürlich sind auf beiden Seiten wirtschaftliche Interessen im Spiel, die nicht selten in der Korrespondenz verhandelt werden. Da es Fischers Prinzip war, seine Autoren kontinuierlich zu betreuen und ein Lebenswerk aufzubauen, schloss er vorzugsweise mit seinen Autoren Generalverträge ab, in denen festgehalten wurde, dass die Rechte der gesamten literarischen Produktion bei S. Fischer liegen. Diese Verträge hatten in der Regel eine Laufzeit von fünf Jahren und mussten dann neu verhandelt und erneuert werden. Den ersten, allerdings nicht überlieferten Vertrag dieser Art schlossen Fischer und Thomas Mann bereits 1900 ab. In den Unterlagen des S. Fischer Verlags setzt die Überlieferung erst in den zwanziger Jahren ein, der älteste Vertrag stammt vom November 1920

und umfasst anderthalb Seiten. Darin wird Thomas Mann eine Tantieme von 20% vom Ladenpreis des broschierten Exemplars zugesprochen (der Aufpreis für den Leinen- oder Ledereinband wird also bei der Honorierung des Autors nicht berücksichtigt) und eine Nettogewinnbeteiligung von 50% abzüglich des Honorars. Aufgrund der Hyperinflation zu Beginn der zwanziger Jahre musste mehrfach nachverhandelt werden, bis 1923 nicht mehr der Ladenpreis, sondern ausschließlich der Nettoerlös die Berechnungsgrundlage für die Tantieme war.[10]

Der Honorarsatz von 20% auf den Ladenpreis entsprach offenbar dem gängigen Höchstsatz, den Fischer schon 1901 gegen höhere Forderungen Thomas Manns verteidigte: „[d]ie Tantième von 20% vom Ladenpreis ist der höchste Satz, den ich und jeder andere Verleger bewilligen könnte; er ist der allgemein giltige geworden und auch die erfolgreichsten Autoren bekommen keinen höheren Prozentsatz."[11] Auch 30 Jahre später verteidigt Samuel Fischer diesen Grundsatz: Allgemein üblich sei eine Tantième von 15%, nur prominente und erfolgreiche Autoren erhielten 20%. „Das sind nicht die gut geführten Verlage, die sich auf eine höhere Tantième aus Concurrenzbedrängnis einlassen, denn bei einer Tantième von 25% kann der Verlag nicht bestehen."[12] Solche Fälle gebe es zwar auch bei S. Fischer, Thomas Mann selbst erhalte 25% für die „grossen Ausgaben" der Romane, „was sich bei den guten Preisen dieser Bücher eben machen lässt." Bei dem neuen Roman hingegen – wir stehen hier mitten in den Verhandlungen zu *Joseph und seine Brüder* – wollte Fischer nicht so hoch einsteigen, musste aber schließlich klein beigeben und doch die geforderten 25% zugestehen.[13]

Leider sind in diesem Zusammenhang die Briefe Katia und Thomas Manns nicht überliefert, anhand der Korrespondenz Fischers lassen sich aber die strategischen Schritte sehr gut nachvollziehen. Die Bedeutung Katia Manns im Unternehmen „Thomas Mann" darf nicht unterschätzt werden, ihr Anteil ist in vielen kleinen Bemerkungen des Verlagsbriefwechsels zu entnehmen: „Sie hätten mich leicht bemogeln können. Aber vielleicht hätte meine Frau es gemerkt."[14] Oder: „Der finanzielle Teil Ihres Briefes vom 23. ist ja schon durch meine Frau erledigt worden."[15] Der oben geschilderte Fall zeigt aber, dass Thomas Mann den geschäftlichen Part keineswegs ausschließlich seiner Frau überließ, sondern dass das Ehepaar bei harten Verhandlungen ein offenbar eingespieltes Team bildete und gekonnt agierte: Zunächst trägt Katia Mann ohne allzu große Rücksicht auf diplomatische Gepflogenheiten die Mann'sche Forderung vor, auf die der Verleger reagiert: „Den polemischen Teil Ihres Briefes möchte ich heute nur kurz berühren; das weitere spare ich mir auf den gelegeneren Zeitpunkt eines persönlichen Zusammentreffens auf."[16] Samuel Fischer legt seinen geschäftlichen Standpunkt dar, nämlich „dass 20% die höchste Tantième ist, die sich calculatorisch rechtfertigen lässt." Er gibt zu, dass es einige Ausnahmen gibt, und schickt einen kurzen Brief hinterher mit der Mitteilung, „dass wir schon Arthur Schnitzler in drei Fällen

eine Tantieme von 25% konzediert haben. Es sind Ausnahmefälle, bei denen es geblieben ist."[17] Darauf reagiert wiederum Katia Mann, und zwar offenbar uneindeutig, denn Fischer ging davon aus, dass Thomas Mann „auf den nicht tragbaren Satz von 25% verzichtet" habe.[18] Dem ist aber keineswegs so, denn nun kommt Thomas Mann zum Zug und nutzt Fischers offenes Wort zur Ausnahmeregelung bei Schnitzler als Argument gegen den Verleger und fordert gleiches Recht für sich. Fischer antwortet: „Ich habe Ihnen zwar auf Ihren Wunsch über einen exceptionellen Fall vertraulich berichtet, das geschah in der Annahme, dass Sie keinen Gebrauch von dieser Mitteilung machen, oder mindestens, dass Sie den Fall so würdigen, wie er psychologisch einzuschätzen ist."[19] Hier geht es ums Geschäft und nicht um Freundschaft, und natürlich kann sich Thomas Mann Fischers Vorlage nicht entgehen lassen und muss sehen, wo er bleibt.

Dass Thomas Manns Wortgewalt auch in Geschäftsbriefen von literarischer Größe zeugt, zeigt ein späteres Beispiel. In einem langen Brief vom 17. Februar 1932 schreibt er an Fischer: „Die völlige Gleichgültigkeit gegen meine natürlichen Wünsche aber, deren Dringlichkeit Ihnen ja jeder Blick in die Verlagsabrechnungen des letzten Jahres zeigen muss, und Ihr striktes Sichzurückziehen auf Ihr eigenes Interesse, das zu schädigen ja unmöglich meine Absicht sein kann [...], hat mich, das muss ich offen sagen, befremdet und erkältet. [...] Aber was nützt es, das alles immer wieder zu schreiben? Sie haben die Macht, meine Wünsche und die dafür sprechenden Argumente in den Wind zu schlagen, und Sie machen Gebrauch von dieser Macht, dem muss ich mich fügen, so lange ich mich eben fügen muss."[20]

Mit diesem Brief aber wird ein Kapitel aufgeschlagen, in dem es um mehr geht als Honorarverhandlungen, nämlich um ein Stück Buchhandelsgeschichte und um das Beispiel, wie ein Autor seinen Verlag verändern kann. Seinem Sinn für das Klassische entsprach Samuel Fischers Vorliebe für Werkausgaben. Nach dem Vorbild der Cotta'schen Klassikerausgaben sollten die Werke lebender Autoren in einheitlicher und anspruchsvoller Ausstattung präsentiert werden, eine symbolhafte Kanonisierung eines Autors zu Lebzeiten. Kein Wunder, dass der Trend zum billigen Buch in den zwanziger Jahren bei S. Fischer unberücksichtigt blieb, die Literatur sollte nicht der Massenverwertung der wachsenden Kulturindustrie preisgegeben werden.

Thomas Mann respektierte Fischers Politik, war aber geneigt, Angebote, die von anderen Verlagshäusern kamen und eine Popularisierung seines Werks versprachen, anzunehmen: Ein Erzählungsband in der Reclam-Universalbibliothek, günstige Ausgaben im Deutschen Bücherbund, eine Volksausgabe der *Buddenbrooks* bei Droemer oder eine Auftragsarbeit, ebenfalls von Droemer, zu einer populären Goethe-Biographie in Millionenauflage. Bei all diesen Angeboten geriet Fischer in Panik, seinen wichtigsten Autor zu verlieren, jedes Mal beschwichtigte

ihn Thomas Mann, es handle sich um eine einmalige Angelegenheit, und natürlich bleibe S. Fischer sein Verlag.

Das Beispiel der *Buddenbrooks*-Volksausgabe zeigt, welches Gewicht die Intervention eines Autors vom Rang Thomas Manns hat, der nach dem Erscheinen des *Zauberberg* endgültig zum Zugpferd des Verlags geworden war. 1929 unterbreitete der Verleger Adalbert Droemer Thomas Mann das Angebot, die *Buddenbrooks* als Band in seine Reihe der Klassiker-Volksausgaben mit einer Auflage von einer Million aufzunehmen. Thomas Mann wollte Samuel Fischer zu einer Lizenz an Droemer bewegen und schrieb am 15. September 1929: „Es ist etwas Einmaliges, Neues und unter dem sozialen Gesichtspunkt Grosses, dass das Buch eines Lebenden, heute dreissig Jahre in der Welt und von besonderer Popularität getragen, in einer Reihe mit klassischen Werken der Weltliteratur in einer Volksausgabe der geplanten Art unter die breiten Massen geworfen werden soll. Das ist etwas, was einem deutschen Autor noch nicht geschehen ist, und man sollte, von allem Geschäftlichen abgesehen, das ideelle Interesse desjenigen, dem es widerfahren soll, nicht verkennen und das Gewicht dieses Interesses nicht zurückstellen."[21]

Gottfried Bermann Fischer, Samuels Schwiegersohn, der 1925 in den Verlag eintrat und ab 1928 Geschäftsführer war, sah durchaus die Notwendigkeit, auf die aktuellen Bedürfnisse des Buchhandels zu reagieren, konnte sich aber gegen Samuel Fischer, der nach wie vor Verlagseigner war, nicht durchsetzen. Thomas Manns Intervention spielte dem jungen Geschäftsführer Argumente in die Hand, die den Seniorverleger unter Druck setzten: Der Verlag durfte seinem Autor bei diesen Erfolgsaussichten unmöglich im Weg stehen, trotzdem sollte das Werk in einer Hand bleiben und treu behütet werden. Erst unter diesem Druck konnte Fischer sich entschließen, im eigenen Haus eine Volksausgabe zu drucken und sich und dem Autor einen durchschlagenden Erfolg mit der bereits erwähnten Verkaufsauflage von einer Million zu bereiten. Fischer warnte allerdings davor, dieses Beispiel als Muster für andere Titel zu nehmen. Ein Jahr später notiert er, es handelt sich wieder um den *Joseph*-Vertrag, in einem handschriftlichen Briefentwurf an Katia Mann, der sich in den Unterlagen des Verlags befindet:

„Im allgemeinen haben wir mit der billigen Ausgabe der Buddenbrooks eine gute Erfahrung gemacht, dennoch wäre es falsch, dasselbe Spiel mit einem anderen Roman von Mann sehr bald zu wiederholen u. zwar aus verschiedensten Gründen. Der Hauptgrund ist der, daß der unterwertige Preis von 2,85 [heute ca. 9,50 Euro] auf die Dauer nicht haltbar, weil unökonomisch ist, u. weil, gemessen an den Buddenbrooks, kein anderer Roman eine annähernd große Popularität erreichen kann. Einen Roman aber zu einem billigen Preis zu bringen, von dem nicht

mindestens 500 000 Exemplare verkauft werden können, wäre moralisch u. ökonomisch ein glatter Mißerfolg."

Samuel Fischer argumentiert eindringlich, dass zwar die Volksausgabe gut verkauft worden sei, nicht aber zeitgleich die anderen *Buddenbrooks*-Ausgaben. Ein neues Werk wie den *Joseph* in zwei Parallelausgaben herauszubringen, wäre verheerend. Dem stets gegenwärtigen Vorwurf Thomas Manns, der Verlag setze sich im populären Bereich nicht genügend für sein Werk ein – Fischer nennt es das „Damoklesschwert über meinem sorgenvollen Verlegerkopf" – begegnet er mit einer Bitte: „Vergleichen Sie einmal die Einnahmen irgend eines umfangreichen Werkes in ähnlicher Auflage u. Preislage, u. Sie werden mir recht geben, daß es keinen Verlag gibt, der ein Verlagsrecht für den Autor so vorteilhaft ausnutzt, wie wir es durch die verschiedenen Ausgaben getan haben. Es kommt hinzu, daß wir Ihnen Einreichungs-Honorare bezahlen neben den sehr hohen Tantiemen u. daß wir uns einbilden, Ihre Interessen, auch um des Prestiges willen nach jeder Richtung hin bestens zu wahren."[22]

Dass 1933, als der erste Band des Josephromans druckreif war, überhaupt um sein Erscheinen gebangt werden musste, konnte zu diesem Zeitpunkt niemand ahnen. Die Zeiten sollten sich rasch ändern. Anfang der dreißiger Jahre wurde die Rolle Gottfried Bermanns im Verlag immer bedeutender, nach Samuel Fischers Tod im Oktober 1934 übernahm er endgültig die Leitung. In diesen politisch und existenziell schwierigen Jahren war Thomas Manns Stimme und Haltung in der Öffentlichkeit von großer Bedeutung für das Verlagshaus. Bereits im Juli 1933, wenige Monate nachdem Thomas Mann Deutschland endgültig verlassen hatte, bat Bermann Fischer seinen Autor, nach Deutschland zurückzukehren, wohl aus Angst, dass der Ruf der freiwilligen Emigration geschäftsschädigend sein könnte. „Das neue Gesetz sieht vor, daß Deutsche, die das Deutsche Reich verlassen haben und auf Aufforderung nicht zurückkehren, ihrer Staatsbürgerrechte verlustig gehen. Ihr Vermögen wird beschlagnahmt." Und im Nachsatz desselben Briefes: Es wird „die Nachricht verbreitet, daß Sie sich unter den Mitarbeitern einer deutschfeindlichen, antifaschistischen Zeitung, die in Amsterdam unter dem Namen ‚Freie Presse' erscheint, befänden. Ein rasches Dementi ist notwendig."[23] Mit der Ankündigung von Thomas Manns Mitarbeit für die linke Zeitschrift *Freie Presse* beginnt eine Geschichte, die mit der von Klaus Mann herausgegebenen Zeitschrift *Die Sammlung* ihre Fortsetzung und Zuspitzung findet. Klaus Mann lud seinen Vater zur Mitarbeit an dieser Emigrantenzeitschrift ein, die in Holland erscheinen sollte und sich vornahm, mit literarischen Beiträgen gegen den Nationalsozialismus anzutreten. Im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* wurden die Namen der Mitarbeiter genannt, was zu einem Boykott der betroffenen Autoren und deren Verlage, darunter eben S. Fischer, im Deutschen Reich führen sollte. Bermann intervenierte, er forderte Thomas Mann auf, sich von der *Sammlung* zu

distanzieren, und schickte, um die Situation zu erörtern und den gewünschten Druck auszuüben, einen Abgesandten zu Thomas Mann nach Südfrankreich. Das Tagebuch berichtet am 6. September 1933: „Während der Arbeit Ankunft Geheimr. Saengers. Es handelte sich, wie erwartet, um die Ankündigung meiner Mitarbeit an der ‚Sammlung', wodurch der Jaakobsband gefährdet und der Fischer Verlag in seinen Grundfesten erschüttert sein soll." Die Situation war tatsächlich heikel, weil Thomas Mann, der von einer Vortragsreise im Februar 1933 aus politischen Gründen und wegen persönlichen Angriffen gegen ihn aufgrund seiner Wagner-Rede, die er zuvor in München gehalten hatte, nicht nach Deutschland zurückkehrte. Da er sich bisher nicht durch eine offizielle Stellungnahme vom Naziregime distanziert hatte, konnten seine Bücher nach wie vor im Deutschen Reich gedruckt und verkauft werden. Diese Möglichkeit sollte nicht durch die Mitarbeit an einer antinazistischen Zeitschrift aufs Spiel gesetzt werden, weshalb er schließlich dem Drängen Bermann Fischers nachgab und sich aus der Autorenliste der *Sammlung* streichen ließ. Gegen die Angriffe, die ihm aus den Reihen der Emigranten entgegenschlugen, erwiderte er: „Ich stand also vor der Frage, ob ich das Leben meines Werkes opfern, die Menschen, die in Deutschland auf meine Stimme hören [...], enttäuschen und verlassen wollte, nur damit mein Name auf der Mitarbeiterliste einer Zeitschrift figuriere, deren erste Nummer gerade [...] nicht dem Bilde entsprach, das ich mir von ihr gemacht hatte."[24]

Thomas Mann war hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, sein Werk weiterhin in Deutschland publizieren zu können – und das war unter den gegebenen Voraussetzung nur bei seinem alten Verlag möglich – und einem öffentlichen Engagement gegen das Naziregime, was aber für den S. Fischer Verlag das Ende bedeutet und für die jüdische Verlegerfamilie besorgniserregende Folgen gehabt haben würde. Die Unentschiedenheit führte dazu, dass er von zwei unterschiedlichen Seiten her attackiert wurde: Für die deutschlandtreue literarische Öffentlichkeit war Thomas Mann ein Abtrünniger, eine *persona non grata,* aber auch unter seinesgleichen, unter Emigranten – und nicht zuletzt für seine Kinder – war er ein Verräter, weil er sich nicht öffentlich von Deutschland distanzierte und nicht am Widerstand gegen den Nationalsozialismus teilnahm. 1936, knapp drei Jahre nach dem Eklat mit der *Sammlung,* spitzte sich die Situation dramatisch zu. Gottfried Bermann Fischer, der zunächst bestrebt war, das Verlagshaus im Geiste Samuel Fischers an seinem Ursprungsort weiterzuführen, suchte nach einem Domizil im deutschsprachigen Ausland, um dort unbehelligt von den nationalsozialistischen Behörden die in Deutschland verpönten Autoren, unter ihnen Thomas Mann, weiterhin zu verlegen. Das Stammhaus in Berlin wurde verkauft und sollte fortan von Peter Suhrkamp – redaktioneller Leiter der *Neuen Rundschau* und Mitglied des Aufsichtsrats des Verlags – geleitet werden. Als Bermanns Absichten publik wurden, reagierte die deutsche Emigration. Der Publizist Leopold Schwarzschild veröffentlichte am 11. Januar 1936 in der Pariser

Emigrantenzeitschrift *Das Neue Tagebuch* einen Leitartikel, in dem er Bermann die „stille Teilhaberschaft des Berliner Propagandaministeriums" unterstellte. Bermann komme mit den Machthabern erstaunlich gut zurecht, so dass man vermuten müsse, er erfülle den Wunsch des Propagandaministeriums, im Ausland einen getarnten Verlag unter dem Namen „S. Fischer" zu eröffnen. Bermann suchte Unterstützung bei Thomas Mann, der sogleich eine Protestnote formulierte, durch die Bermanns verlegerische Bemühungen ins rechte Licht gerückt werden sollten. „Die Unterzeichneten, die zu dem Verlag stehen und ihm auch in Zukunft ihre Werke anvertrauen wollen, erklären hiermit, daß nach ihrem besseren Wissen die in dem Tage-Buch-Artikel ausgesprochenen und angedeuteten Vorwürfe und Unterstellungen durchaus ungerechtfertigt sind und dem Betroffenen schweres Unrecht zufügen."[25] Der *Protest* erschien wenige Tage später mit der Unterschrift Thomas Manns, Annette Kolbs und Hermann Hesses in der *Neuen Zürcher Zeitung* und war Anlass heftiger Vorwürfe von Erika Mann. Am 19. Januar 1936 schrieb sie an ihren Vater:

„Doktor Bermann ist, soviel ich weiß, die erste Persönlichkeit, der, seit Ausbruch des dritten Reiches, Deiner Auffassung nach, Unrecht geschieht, zu deren Gunsten Du Dich öffentlich äußerst. [...] Er bringt es zum zweiten Male fertig (das erste Mal anläßlich des ‚Eröffnungsheftes' der ‚Sammlung'), daß Du der gesamten Emigration und ihren Bemühungen in den Rücken fällst, – ich kanns nicht anders sagen.

Du wirst mir diesen Brief wahrscheinlich sehr übel nehmen, – ich bin darauf gefaßt und weiß, was ich tue. Diese freundliche Zeit ist so sehr geeignet, Menschen auseinanderzubringen – in wievielen Fällen hat sie es schon getan. Deine Beziehungen zu Doktor Bermann und seinem Haus sind unverwüstlich, – Du scheinst bereit, ihr alle Opfer zu bringen. Falls es ein Opfer für Dich bedeutet, daß ich Dir, mählich, aber sicher, abhanden komme, – leg es zu dem übrigen. Für mich ist es traurig und schrecklich.
Ich bin
Dein Kind E."[26]

Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht, wie das Tagebuch verrät (21.1.1936): „Bei der Heimkehr leidenschaftlicher und unbesonnener Brief von Erika in Sachen Bermann – Tagebuch, der mich sehr schmerzte." Unter welchen emotionalen Druck der Brief ihn tatsächlich setzte, zeigt sich in seiner bald darauf folgenden öffentlichen Stellungnahme gegen das Deutsche Reich. Thomas Manns reagierte auf die Schwarzschild-Debatte in einem offenen Brief an Eduard Korrodi, Feuilletonredaktuer der *Neuen Zürcher Zeitung,* und schloss mit den Worten: „Die tiefe, von tausend menschlichen und moralischen und ästhetischen Einzelbeobachtungen und –eindrücken täglich gestützte und genährte Überzeugung, daß aus der

gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen *kann,* für Deutschland nicht und für die Welt nicht, – diese Überzeugung hat mich das Land meiden lassen, in dessen geistiger Überlieferung ich tiefer wurzele als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzusprechen."[27] Die Stellungnahme gegen Nazideutschland vom Februar 1936 wurde von den anderen deutschen Emigranten wohlwollend zur Kenntnis genommen und räumte die Zweifel an Manns Loyalität endlich aus; die eindeutigen Worte wurden aber auch jenseits der Grenze gehört und intensivierten die in Thomas Manns Beitrag erwähnten Erwägungen zu seiner Ausbürgerung, die allerdings, unter Rücksichtnahme auf die Olympischen Spiele in Berlin, erst im November – nach negativen Äußerungen Hitlers über den Autor – stattfand. Zu diesem Zeitpunkt war Thomas Mann bereits tschechoslowakischer Staatsbürger.

Inzwischen hatte sich Gottfried Bermann in Wien niedergelassen, wo er den Bermann-Fischer-Verlag gründete. Die erste Auslieferung des jungen Wiener Hauses im Juli 1936 begann mit dem Titel *Freud und die Zukunft,* Thomas Manns Festrede zu Sigmund Freuds 80. Geburtstag. Mit der ersten Publikation wurde eine klare programmatische Richtung eingeschlagen, die keinesfalls mit dem Naziregime in Deutschland konform ging: eines in Ungnade gefallenen Schriftstellers Festrede auf den jüdischen Begründer der Psychoanalyse. Aus heutiger Sicht mag Bermanns Entschluss, seinen neuen Verlag in Österreich zu gründen, wo sämtliche Parteien verboten waren und wo man den Ausgleich mit Hitler suchte, leichtsinnig erscheinen. Jedoch schien Bermann die Anwesenheit im deutschen Sprachraum – die Schweiz verweigerte ihm die Möglichkeit einer Verlagsgründung in Zürich – unerlässlich zu sein für die Publikation deutscher Literatur. Nachdem Thomas Mann öffentlich Position gegen Deutschland bezogen hatte und nachdem dem Autor die Staatsbürgerschaft aberkannt worden war, sind schlagartig Bermanns Geschäftsbeziehungen zu Deutschland unmöglich geworden. Bermann schreibt später in seinen Erinnerungen: „Es ist charakteristisch für Thomas Mann, daß er seine Bedeutung als Repräsentant antinazistischer Gesinnung so unterschätzte und nicht sah, daß mit seiner offiziellen Trennung auch meine noch losen Verbindungen mit Deutschland gelöst waren. Der Vorhang war definitiv gefallen. Thomas Manns Schicksal war so eng mit dem des Exilverlages und mit unserem persönlichen verknüpft, daß es keine Brücken hinüber mehr geben konnte. Die Klärung war gut und schaffte eine klare Atmosphäre."[28]

Der Wiener Bermann-Fischer Verlag musste freilich zwei Jahre später, nach dem Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich, geschlossen werden, und die Verlegerfamilie floh im April 1938 nach Stockholm. Was für ein Schlag muss es gewesen sein, als sich genau zu diesem Zeitpunkt der wichtigste Autor vom Verlag trennen wollte. Thomas Mann, der sich inzwischen im amerikanischen Exil befand, wusste

noch nichts von Bermanns Plänen, in Kooperation mit dem schwedischen Verleger Bonnier in Stockholm den Bermann-Fischer Verlag neu aufzubauen, als er Bermann abriet, in den USA einen deutschen Emigrantenverlag zu gründen. „[...] nach reiflichem Nachdenken halte ich es für meine Pflicht, Ihnen von einem solchen Entschluß abzuraten. Ich möchte Ihnen gewiß nicht wehe tun, aber ich habe das deutliche Gefühl und muß es aussprechen, daß Ihre durch all diese Jahre verfolgte Politik, Ihr bis zum erzwungenen Bruch aufrecht erhaltenes Verhältnis zu Deutschland und selbst noch der Charakter Ihres Wiener Unternehmens, das ja immer noch auf den deutschen Markt abgestellt war, Ihnen hier auf sehr negative Weise den Boden bereitet hat."[29] Solcherart konnte sich nur jemand äußern, der den Schwerpunkt seiner publizistischen Arbeit nicht mehr im deutschen Sprachraum sah. Längst war Thomas Mann auch in den USA, wo sein langjähriger Verleger Alfred Knopf die Werke in englischer Übersetzung herausbrachte, zur prominenten Persönlichkeit geworden. Thomas Manns Idee war es, dass sich Knopf auch der deutschen Titel annehmen und diese in Europa vertreiben sollte. Er hatte den Ruch des sich aus Erfolgssucht an das Naziregime anbiedernden Exilanten mit seinem offenen Brief in der NZZ abgelegt und dachte nicht daran, seinen Ruf durch die Treue zu seinem alten Verlag aufs Spiel zu setzen. Bermann Fischer, dem Thomas Mann ernsthaft riet, sich wieder seinem ursprünglichen Beruf als Arzt zuzuwenden und die Verlagsarbeit aufzugeben, fühlte sich von Thomas Mann verraten. Auf eine weitere Stellungnahme Manns antwortet Bermann am 29. April 1938:

„Ich habe niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß ich und mein Verlag sich Ihrem Werk untrennbar verbunden fühlen. Als im Dezember 1936 damit gerechnet werden mußte, daß der Verlag durch die Verbindung und Identifizierung mit Ihnen in Deutschland verboten würde, gab es für mich kein Schwanken. Ich habe das Verbot und den damit verbundenen Verlust zahlreicher Autoren in Kauf genommen und Ihnen und Ihrem Werk die Treue gehalten." Und weiter: „Sie sind sich offenbar nicht darüber im klaren, daß eine Trennung von mir nach außenhin als ein Votum erscheinen muß, das in diesem für mich entscheidenden Augenblick für mich und meine Familie einfach ruinös ist. Wie könnte man es Ihnen verübeln, wenn Sie Ihrem durch so lange Tradition und gemeinsame Kämpfe verbundenen Verlag die Treue halten? Wäre nicht im Gegenteil ein Bruch in dem Augenblick, in dem der Verlag durch brutale Gewalt dem Nationalsozialismus, gegen den er Ihr Werk so lange verteidigt hat, in die Hände gefallen ist, weitaus mißverständlicher?"[30]

Zu Beginn war die Rede von einer Erfolgsgeschichte, die sich im Verhältnis zwischen Thomas Mann und dem S. Fischer Verlag entwickelte. Trotz Krisen – und die soeben geschilderte war mit Sicherheit die tiefste – wird man dieses Urteil

nicht revidieren müssen. Nicht nur weil Thomas Mann nach einer Aussprache in New York mit der Aussicht auf eine neue, auf die „Stockholmer" Werkausgabe einlenkte und weiterhin bei Bermann-Fischer blieb, sondern weil diese Krise eine Art Nahtstelle aufzeigt, an der die Sorge des Schriftstellers um sein Werk, die existenzielle Not des engagierten jüdischen Verlegers in einem zunehmend faschistischen Europa, die gegenseitigen Abhängigkeiten und persönlichen Verpflichtungen sichtbar werden. So wie Thomas Manns literarisches Schaffen sich am politischen Geist und den geschichtlichen Ereignissen abarbeiten musste, hatte der Verleger auf die in diesem Geist entstandenen Institutionen und Strukturen zu reagieren, indem er sich ihnen stellte, sie unterlief und schließlich mied. Ein großes Werk benötigte einen engagierten Verleger, der seinen Verlag durch dieses Werk groß machte. Mit Bermanns Worten: „Ich habe seinem Werk gedient, diesem Werk, das untrennbar mit dem Namen S. Fischer verbunden ist und das wie ein Leitstern über den verschlungenen Wegen der Verlagsodyssee schwebte."

Thomas Mann blieb seinem alten Verlag treu – im Exil und darüber hinaus. Nicht dass die spätere Zeit ohne Spannung verlaufen wäre. Noch im August 1954, ein Jahr vor Thomas Manns Tod, ist im Tagebuch zu lesen: „Zum Thee Frau Hauptmann mit Benvenuto und ihrer Gesellschafterin. Blieben lange, da sich Gespräche über die rechtliche Möglichkeit des Loskommens von Bermann-Fischer entwickelten, alte Verträge studiert wurden." (18.8.1954) Aber es kam zu keinem Bruch. Es war, als ob sich Thomas Mann auch in schlimmsten Krisen stets an sein Wort erinnert hätte, das er in einem Telegramm zum Tod Samuel Fischers an die Witwe schrieb: „tief ergriffen druecken wir ihnen die hand ein stueck deutscher kulturgeschichte geht mit ihrem mann ins grab ich verliere einen freund dem ich dankbare anhaenglichkeit bewahren werde bis an mein eigenes ende = thomas mann"[31]

Anmerkungen

1 *In memoriam S. Fischer;* E IV, 141.
2 Ebd., S. 143.
3 Ebd., S. 140.
4 Samuel Fischer / Hedwig Fischer: Briefwechsel mit Autoren. Frankfurt/Main 1989 (SF/HF), S. 394.
5 *Lebensabriß,* E III, 190f.
6 SF/HF, 396.
7 Ebd., S. 397.
8 *In memoriam S. Fischer;* E IV, 142.
9 Thomas Mann an Samuel Fischer, 24.3.1916; GKFA 22, 128
10 16% bei broschierten und gebundenen Büchern, 10% bei Halblederausgaben, 9% bei wohlfeilen Ausgaben; S. Fischer Verlag, Vertragsakte Thomas Mann.
11 Samuel Fischer an Thomas Mann; SF/HF, 399.
12 Samuel Fischer an Katia Mann, 25.1.1930 (Durchschlag im S. Fischer Verlag; Vertragsakte Thomas Mann).
13 Samuel Fischer an Thomas Mann, 24.2.1930 (Durchschlag im S. Fischer Verlag; Vertragsakte Thomas Mann).
14 Thomas Mann an Samuel Fischer, 29.8.1909; GKFA 21, 428.
15 Thomas Mann an Samuel Fischer, 27.1.1924; SF/HF, 421.
16 Brief vom 25.1.1930.
17 Samuel Fischer an Katia Mann, 29.1.1930 (Durchschlag im S. Fischer Verlag, Vertragsakte Thomas Mann).
18 Brief vom 24.2.1930.
19 Brief vom 24.2.1930.
20 SF/HF, 439–441.
21 SF/HF, 427.
22 Briefentwurf, St. Moritz, 15.1.[1930] (S. Fischer Verlag, Vertragsakte Thomas Mann).
23 TM/GBF, 27f.
24 *Thomas Mann erwidert [auf Angriffe wegen Absage an „Die Sammlung];* E IV, 77.
25 *Ein Protest;* E IV, 168.
26 Erika Mann: *Briefe und Antworten.* Bd. 1: 1922–1950. Hg. v. Anna Zanco Prestel. München 1984, S. 72–74.
27 *Ein Brief von Thomas Mann [an Eduard Korrodi];* E IV, 174.
28 Gottfried Bermann Fischer: *Bedroht – bewahrt. Weg eines Verlegers.* 2. Aufl. Frankfurt am Main 1981, S. 142.
29 Brief vom 8.4.1938; TM/GBF, 143f.
30 TM/GBF, 153f.
31 Telegramm vom 15.10.1934; SF/HF, 459.